

RENÉE HOLLER

**KÜSTE  
DER  
GEFAHREN**



Renée Holler wurde 1956 in Würzburg geboren. Sie hat mehr als 30 Bücher für Kinder und Erwachsene geschrieben, von denen viele in fremde Sprachen übersetzt wurden. Bekannt ist sie vor allem durch die *Reihe Tatort Geschichte* (Loewe Verlag), und Abenteuerbücher wie *Die Diebe von London* (arsEdition) und *Das mordsmäßig merkwürdige Verschwinden der Lily Cooper* (arsEdition). Renée Holler lebt in Oxford, England.

[www.reneeholler.com](http://www.reneeholler.com)

© 2018 Inkpen Press, Oxford  
Alle Rechte vorbehalten  
© Text: Renée Holler  
© Umschlaggestaltung: Inkpen Press  
unter Verwendung von iStock Image  
Lektorat: Hannelore Forster

ISBN-13: 978-1916453401  
ISBN-10: 1916453406

# INHALT



|                                 |     |
|---------------------------------|-----|
| Prolog: Der Fluch des Diamanten | 7   |
| Nächtliche Aufregung            | 13  |
| Unterwegs                       | 23  |
| Miss Mortimer                   | 34  |
| Ein merkwürdiger Empfang        | 44  |
| Begegnung mit einer Leiche      | 51  |
| Die Nixe                        | 61  |
| Spuk in der Nacht               | 70  |
| Vetter Jimmy                    | 79  |
| Die Hebamme                     | 89  |
| Sids Plan                       | 100 |
| Lichtsignale in der Nacht       | 110 |
| Der Geheimgang                  | 120 |
| Der Marquis de Villiers         | 131 |
| Matheunterricht                 | 141 |
| Die Haifischzähne               | 151 |
| Besuch im Spukschloss           | 161 |
| Tamara in Bedrängnis            | 171 |
| Rettungsaktion                  | 181 |
| Die Potterbande                 | 190 |
| Schiff in Seenot                | 200 |
| Die Zollpatrouille              | 210 |
| Der Diamant                     | 221 |
| Die Delfine                     | 231 |
| Tante Sophie                    | 242 |
| Familie                         | 252 |

# PROLOG:

## DER FLUCH DES DIAMANTEN



PARIS, 1793. Durch das kleine, vergitterte Fenster weit oben in der Mauer konnte man gerade noch ein winziges Stück des Abendhimmels sehen, der sich bereits langsam grau zu färben begann. Ein eisiger Wind pfliff um den Bau und drang gnadenlos durch die glaslose Maueröffnung. Der Mann zog die raue und vor Schmutz starrende Woldecke dichter um seine mageren Schultern. Es war nicht nur lausig kalt in diesem dunklen Loch, sondern auch feucht und modrig. Die kahle Mauer war von grünlichem Schimmel überzogen, und es roch nach Fäulnis und Verderben.

Anfangs hatte er noch mehrmals versucht, auf die klapperige Pritsche zu klettern, um nahe genug an das Fenster heranzukommen, damit er einen Blick nach draußen werfen könnte. Die schweren Eisenketten, die mit breiten, geschmiedeten Bändern eng seinen rechten Knöchel und sein rechtes Handgelenk umschlossen und mit Ringen an der Mauer befestigt waren, ließen dies jedoch nicht zu. Sie waren so kurz, dass er kaum einen normalen Schritt tun

konnte, ohne dass ihm das rostige Eisen tief in die Haut drang.

Wütend zerrte der Gefangene an der Handfessel und stieß grimmige Flüche aus. Aber außer, dass er seine ohnehin wunde Haut damit weiter aufschürfte, erreichte er absolut nichts. Der Kerkermeister hörte ihn nicht, und wenn doch, würde es ihn nicht kümmern. Die tägliche Essensration für die Eingekerkerten, ein kleines Stück trockenes Brot und eine wässrige Suppe, hatte er bereits am Morgen verteilt. Mehr war heute nicht mehr zu erwarten. Bestimmt war der Aufseher bereits nach Hause gegangen, in ein warmes und gemütliches Heim. Was also sollte es bringen, die stummen Wände der Zelle anzuklagen, während sich nicht einmal sein Mitgefangener darum scherte, sondern fest und tief weiterschlieft.

Seit mehr als einem Monat hockte er nun schon in diesem düsteren Loch. Er hatte allmählich das Gefühl, dass er nicht mehr existierte. Selbst sein Name schien ihm fremd und wie ausgelöscht. Sträfling 247 – er war nur noch eine Nummer. Man hatte sich sogar die Mühe gemacht, mit einem Brenneisen die drei Ziffern auf sein Handgelenk zu pressen, was darauf schließen ließ, dass er so schnell nicht freigelassen würde. Und doch hatte er Glück gehabt, denn viele andere waren unter dem Fallbeil der Guillotine gelandet. Immerhin war er noch am Leben, auch wenn das Leben als Eingekerkertter die Hölle war.

Bei diesem Gedanken beruhigte er sich ein wenig. Vielleicht hatte das Leben doch noch Besseres mit ihm vor. Er reckte gähnend seine Glieder und warf sich mit einem tiefen Seufzer auf den Strohsack seiner Pritsche. Sein Blick wanderte wieder zum Fenster hoch. Es hatte angefangen zu schneien. Immer dichter trieben die Schneeflocken an den Eisenstäben vorbei, durch die der

Wind unaufhörlich pfiiff. Es würde eine kalte Nacht werden. Noch lange lag er wach, bevor er endlich in einen unruhigen Schlaf fiel.

„Der Juwel des Königs!“ Ein lauter, heiser klingender Aufschrei schreckte Sträfling 247 auf. Zunächst glaubte er geträumt zu haben, doch rasch gewöhnten sich seine Augen an die Dunkelheit und offenbarten ihm schonungslos die ganze Trostlosigkeit der Kerkerzelle. Ob er lange geschlafen hatte? Draußen hatte es aufgehört zu schneien und durch das Fenster fiel helles Mondlicht.

„Der Diamant! Er bringt Unglück!“ Der andere Gefangene saß aufrecht auf seinem Strohlager und blickte mit vor Furcht aufgerissenen Augen in seine Richtung, als hätte er einen Geist gesehen, sah aber im fahlen Licht selbst wie ein Gespenst aus. „Sie brauchen meine Hilfe! Ich muss hier raus!“

„Ach ja? Und wie wollt Ihr das anstellen?“ Sträfling 247 ließ verärgert seine Handschellen rasseln. „Oder habt Ihr Eure Fesseln noch nicht bemerkt?“

Aber der Mann schien ihn nicht wahrzunehmen, sondern starrte durch ihn hindurch, als würde er auf der anderen Seite der Zelle etwas sehen. Doch außer der schimmlichen Mauer war da nichts.

„Der Junge – schwebt – in – Gefahr“, fuhr er fort und holte zwischen jedem Wort keuchend Luft. „Man muss ihn warnen!“ Mit einem Mal begann er am ganzen Körper zu zittern. Im Mondlicht schimmerte seine Stirn schweißnass, trotz der Eiseskälte im Raum.

Für Nummer 247 war es ganz klar, dass sein Mitgefangener im Fieberwahn sprach, obwohl seine Stimme auf eigenartige Weise klar und fest klang.

„Sie sind mit dem Juwel sicher längst an der Küste

angekommen. Vom Fluch haben sie nicht die geringste Ahnung. Was soll ich nur tun?“, jammerte er.

Juwel? Fluch? Sprach der Mann etwa von dem berühmten Juwel des Königs? Selbst Sträfling 247 hatte von dem legendären Diamanten gehört. Einst soll der König den in Silber gefassten Stein bei offiziellen Anlässen an einer Kette um den Hals getragen haben. Niemand hatte ihn jedoch seit dem Ausbruch der Revolution gesehen. In den Gassen der Stadt erzählte man, dass es dieser blaue Diamant gewesen sei, der den König und seine Familie ins Unglück gestürzt hatte. Der kostbare Stein, so munkelte man, stammte aus Indien, wo er einst die Stirn einer Tempelstatue schmückte. Eines Tages wurde er gestohlen. Allerdings brachte er dem Dieb und auch den nachfolgenden Besitzern nichts als Pech, denn er war mit einem Fluch belegt. Tatsächlich hatte bisher jeden, der damit zu tun hatte, ein tragisches Schicksal ereilt: Der Händler, der ihn von Indien nach Frankreich brachte, wurde von einer Meute wilder Hunde zerfleischt. Den letzten Eigentümer des Schmuckstücks, König Ludwig, hatte man im vergangenen Januar hingerichtet. Seiner Frau Marie Antoinette war es nicht besser ergangen. Auch ihr Leben hatte vor wenigen Wochen unter dem Fallbeil geendet. Nur den achtjährigen Kronprinzen hatte man verschont; allerdings war er seitdem wie vom Erdboden verschluckt, genau wie der kostbare Diamant.

Neugierig geworden, musterte Sträfling 247 den Mann auf der anderen Seite der Zelle. Man hatte ihn erst vor ein paar Tagen zu ihm in den Kerker geworfen, und er hatte seitdem kein einziges Wort gesprochen. Seine seidene Hose und das Spitzenhemd zeugten von besserer Herkunft. Vielleicht ... Nein! Jetzt begann er schon selbst zu hal-

luzinieren. Der Mann konnte unmöglich wissen, wohin Kronprinz und Diamant verschwunden waren. Trotzdem war Sträfling 247 plötzlich hellwach. Kurz bevor man ihn festgenommen hatte, waren ihm Gerüchte zu Ohren gekommen, wonach der Barbier des Königs damit beauftragt worden war, die Kronjuwelen außer Landes zu schaffen. Ob man ihm auch den Prinzen anvertraut hatte? Unsinn!

„Der Junge ...“, stöhnte der Mann, während ihm das Fieber mehr und mehr zusetzte. Mit einem Mal war Sträfling 247, als ob ihm das Leben eine viel zu lange vorenthaltene Chance geben wolle. Was, wenn dieser Mann tatsächlich wusste, was aus dem königlichen Diamanten geworden war?

Mit gnadenloser Beharrlichkeit begann Nummer 247 den geheimnisvollen und todkranken Zellengenossen auszufragen. Und obwohl sich dessen Zustand im Laufe der Nacht dramatisch verschlechterte, entlockte er dem Sterbenden doch viele interessante Informationen, die sich wie ein Puzzle zu einem fast vollständigen Ganzen fügten. Fast, aber nicht ganz. Ob es sich bei dem Stein tatsächlich um den sagenhaft kostbaren Juwelen des Kronschatzes und bei diesem Jungen um den Kronprinzen handelte, erfuhr er nicht.

Kurz vor Morgengrauen hatte der Kranke sogar noch einen klaren Moment, in dem er seinen Mithäftling anflehte, nach dem Jungen zu suchen und ihn vor dem Fluch des Diamanten zu warnen. Danach war der Mann in eine tiefe Ohnmacht gefallen, aus der er nie mehr erwachen würde.

Als die Morgensonne das vergitterte Stück Himmel rot aufleuchten ließ, rieb sich Nummer 247 zufrieden die Hände. Der Gefangene hatte genug erfahren, um sein Glück zu machen, sollte er dieses Loch jemals lebend wieder verlassen. Er würde den Jungen aufstöbern, der ihn



– freiwillig oder unfreiwillig – zum Juwel des Königs führen würde. Fluch des Diamanten! Dass er nicht lachte! Ein Ammenmärchen! Nur für den Jungen könnte es übel enden, wenn er erst einmal hätte, was er wollte: einen kostbaren Stein, der ihn unermesslich reich machen würde ...

# NÄCHTLICHE AUFREGUNG



Am Abend seines dreizehnten Geburtstags wurde alles auf den Kopf gestellt, was Sidney Carters heile und geordnete Welt bis dahin ausgemacht hatte. Den ganzen Nachmittag hatte er mit seinen Freunden Tim und Ben im Park verbracht. Sie hatten seinen neuen Drachen steigen lassen, und danach mit Kuchen und Limonade gefeiert. Zufrieden seufzend musterte er den roten Drachen, der jetzt an der gegenüberliegenden Wand seines Zimmers lehnte, den bunten Schwanz und die lange Schnur ordentlich aufgerollt. Morgen würde er wieder hoch über die Dächer der Stadt in die Luft steigen. Unbekümmert schlüpfte er unter die Decke und gähnte ausgiebig. Es war ein wunderbarer Tag gewesen, und er war müde. Noch ahnte der Junge nicht, dass am nächsten Morgen nichts mehr so sein würde wie bisher.

Gerade als Sid die Kerze ausblasen wollte, hörte er ein leises Kratzen an der Tür, die sich gleich darauf behutsam öffnete. Louisa, seine jüngere Schwester, stand im Türrahmen, ihr Gesicht von der Kerze in ihrer Hand schwach erhellt. Es war nichts Ungewöhnliches, dass sie spätabends in seinem Zimmer auftauchte, denn die Geschwister erzählten sich gerne vor dem Schlafengehen im Dunkeln Gruselgeschichten.

„Was ist? Ich bin müde.“ Sid liebte seine kleine Schwester. Meistens jedenfalls. Gelegentlich nervte sie ihn. Gerade

war so ein Moment, an dem er lieber seine Ruhe wollte. Trotzdem spürte Sid, dass etwas nicht stimmte. Statt wie üblich loszuquasseln, rührte sich Louisa nicht von der Stelle, sondern wackelte nur mit den bloßen Zehen, die unter dem Saum ihres bodenlangen Nachthemds hervorlugten.

„Na, sag schon, was los ist.“ Louisa gab immer noch keine Antwort, sondern schloss sorgfältig die Tür und taps-te lautlos mit ihren nackten Füßen über die Holzdielen. Erst dicht neben seinem Bett hielt sie an und blickte ihn aus ihren großen blauen Augen ernst an. Die Strähnen ihrer blonden Haare waren wie jede Nacht auf Stoffstreifen gewickelt, damit sie am nächsten Tag lockig auf ihre Schultern fielen.

„Ich habe heute was ganz Abscheuliches erfahren“, flü-terte sie kaum hörbar.

„Kann das nicht bis morgen warten?“ Sid gähnte de-monstrativ.

„Morgen ... ist es zu spät“, war das einzige, was Louisa stockend hervorbrachte. Ihre sonst rosigen Wangen wirk-ten im Licht der flackernden Kerze leichenblass.

„Zu spät für was?“ Erst jetzt bemerkte er die runde Schachtel, die sie unter ihren freien Arm geklemmt hatte. Sie sah aus wie eine der Hutschachteln, in der ihre Mutter Hüte aufbewahrte.

„Zu spät, es dir zu sagen. Und wenn sie dich erst mal weggeschafft haben, erfährst du es nie. Von Papa oder Mama schon gar nicht. Die tun fürchterlich geheimnisvoll und haben sich sowieso entschlossen, dir nichts zu sagen.“

Sid setzte sich im Bett auf. Trotz seiner Müdigkeit, hatte Louisa es geschafft, seine Neugier zu wecken. Was meinte sie mit *weggeschafft*? Und was wollten die Eltern ihm nicht sagen?